

Peter Weingart

Interdisziplinarität – ein universitäres Organisationsproblem

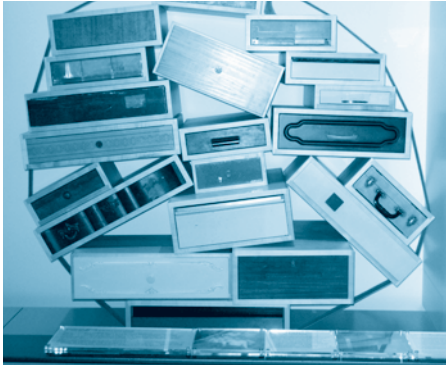
Disziplinäre Kleinstaaterei als strukturelles Kernmerkmal der Universitäten

Interdisziplinarität (und seit einiger Zeit auch *Transdisziplinarität*) wird unverdrossen als Forderung und Verheißung in Förderprogramme geschrieben, aber gleichzeitig schreitet die Spezialisierung in der Wissenschaft ungehindert voran, was sich nicht zuletzt in der fortwährenden Klage über sie widerspiegelt. Interdisziplinarität wird häufig mit Innovation gleichgesetzt, zumindest entwickeln beide Begriffe im wissenschaftspolitischen Diskurs eine sich wechselseitig verstärkende Dynamik, die für Außenstehende (Wissenschaftspolitiker und -verwalter) offenbar magische Faszination ausübt. Dieses ständig wiederkehrende Muster ist Anlass, eine ganz andere, nämlich eine organisatorische Perspektive einzunehmen. Zwar gilt, dass die Spezialisierung erst die dramatischen Erkenntnisfortschritte ermöglicht, sodass sie als solche nicht zu beklagen ist. Fraglich ist nur, ob jede Forschungsfrage die gleiche Relevanz hat und mit der gleichen Dringlichkeit verfolgt werden muss. Diese Frage drängt sich besonders auf, wenn man auf die der Spezialisierungsdynamik unterliegenden Ursachen blickt: das Wachstum des Wissenschaftssystems gemessen in Personen (und ermöglicht durch vorwiegend öffentliche Finanzmittel), die (weitgehend konstante) Absorptionfähigkeit von Wissenschaftlern und die Organisation akademischer Wissenschaft in Disziplinen.

Ungeachtet der Voraussagen einer Grenze des Wachstums der Wissenschaft ist diese noch nicht erreicht. Finanzmittel und Zahl der Wissenschaftler steigen weiter. Würden die Disziplinenabgrenzungen unverändert bleiben, so würde jedes Mitglied einer disziplinären Gemeinschaft schon nach ihrem Anwachsen auf etwa 250 bis 300 publizierende Forscher nicht mehr in der Lage sein, deren jährliche Produktion (gemessen in Publikationen

und/oder Experimenten) zur Kenntnis zu nehmen. Die Folge ist die Bildung von Spezialgebieten. Je nachdem ob man Fachgesellschaften oder Fachjournale zählt (wobei nicht jede wissenschaftliche Zeitschrift identisch mit einem Spezialgebiet ist), lassen sich Hunderte oder gar Tausende solcher Spezialgebiete identifizieren (Weingart u. a. 2007, 182 ff.).

Die Organisation der Wissensproduktion in Disziplinen findet sich an Universitäten, deshalb ist Interdisziplinarität ein Problem der Universität. Hier ist die Wissensproduktion mit der Lehre, das heißt der Ausbildung und Sozialisation des wissenschaftlichen Nachwuchses gekoppelt. Hier, wie in keinem anderen institutionellen Kontext sonst, werden die Identifikation mit der Disziplin geschaffen, die disziplinäre Spezialisierung, theoretische und/oder methodische Schulen und die dazugehörigen Sondersprachen gepflegt. Hier wird auch die Motivlage begründet, die es den Mitgliedern einer Disziplin nahelegt, sich territorial protektionistisch zu verhalten. Fakultäten bzw. ihre modern neu benannten Nachfolger, die Abteilungen oder Departments, agieren innerhalb einer jeweiligen Universität wie Kleinstaaten. Sie streiten sich um knappe Ressourcen, wachen eifersüchtig über die Integrität ihres Kompetenzbereichs und insistieren auf der Alleinzuständigkeit, wenn es um die Abstimmung von Prüfungsordnungen oder gar die Planung von disziplinübergreifenden Studiengängen oder die Ermöglichung interdisziplinärer Dissertationen geht. Wer sich je auf das Wagnis eines interdisziplinären Graduiertenkollegs, die Planung eines Studiengangs unter Beteiligung mehrerer Fakultäten/Disziplinen und/oder die Führung eines thematisch übergreifenden Forschungszentrums eingelassen hat, weiß, wovon die Rede ist. Erfolgsgeschichten sind eher die Ausnahme. Was ist, wenn sich hinter den wissenschaftspolitischen Forderungen nach mehr interdisziplinärer Kooperation an den Universitäten, die in diversen Förderinstrumenten konkretisiert werden, mehr als



bloße modische Rhetorik verbirgt, wenn es sich nämlich um ein nur diffus bewusstes, ambivalentes Unbehagen an der sich vergrößernden Distanz zwischen der selbstreferentiellen Wissensproduktion der Disziplinen und den von der Öffentlichkeit als dringlich wahrgenommenen Problemen handelt? Die Vermutung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, dass die vorwiegend disziplinär verfassten Universitäten nicht zu den höchst geschätzten Institutionen der Gesellschaft gehören, ungeachtet der allgemeinen Hochschätzung der ›Wissenschaft‹ als Institution. Die öffentlichen Mittel für die Universitäten sind nicht nur in Deutschland knapp, in den USA haben sich die Staaten zum Teil dramatisch aus der Finanzierung der ›state universities‹ zurückgezogen, und den englischen Universitäten ergeht es derzeit nicht viel besser. Einige Universitätsleitungen sehen diese Entwicklung als Legitimitätsproblem und versuchen, darauf zu reagieren. Die entscheidende Frage ist, ob es bei bloß legitimatorischen Manövern bleibt oder ob es zu strukturellen und nachhaltigen Veränderungen kommt.

Interdisziplinäre Einheiten als ›enhanced developmental periphery‹

Burton Clark, der Namensgeber und Theoretiker der ›unternehmerischen Universität‹, der mit dem Begriff am wenigsten eine Unternehmeruniversität meinte, hat die Strukturmerkmale identifiziert, die die erfolgreiche Modernisierung solcher Universitäten erklärt. Ein wichtiges derartiges Element sind die »multi- oder transdisziplinären akademischen Einheiten, die *parallel zu den disziplinären Departments*« eingerichtet werden (Clark 2000, 15, meine Hervorhebung). Diese Einheiten unterliegen häufig ›sunset-Klauseln‹, das heißt, sie können im Fall des Misserfolgs ohne Schwierigkeiten wieder geschlossen werden. Aufgrund der so gegebenen Flexibilität sind sie idealerweise »Orte des Experimentierens« (ebd.). Für Clark besteht die Funktion solcher Einrichtungen explizit darin, über die Grenzen der traditionellen Strukturen hinauszugreifen und sich mit Interessen außerhalb der Universitäten zu verbinden. ›Experiment‹ kann dann mehrere Bedeutungen annehmen, immer geht es jedoch darum, die Selbstbezüglichkeit der Disziplinen aufzubrechen.

Einige Universitäten haben zaghaft damit begonnen, Reformen dieser oder ähnlicher Art umzusetzen. Einige

konzentrieren sich auf neue interdisziplinäre Lehrprogramme, andere gestalten ihre Fakultäten bzw. Departments um, wieder andere errichten kooperative Forschungszentren unter übergreifenden Fragestellungen. Die Universität Maastricht hat mit ihrem ›Partner-College‹ Modell für das Freiburger University College gestanden. Es »dient als *Labor für innovative Lehransätze* ... und beinhaltet neuartige Projekte wie das ›Liberal Arts and Sciences‹-Bachelor-Programm oder den IndiTrack« (www.ucf.uni-freiburg.de/university_college_freiburg/; 12. 8. 2012, meine Hervorhebung).

Die Universität Siegen hat mit ihrem Forschungskolleg ›Zukunft menschlich gestalten‹ eine Einrichtung mit dem Ziel geschaffen, »die *interdisziplinäre und fächerübergreifende Forschung* an der Universität Siegen zu *Zukunftsfähigkeit und der Zukunftsgestaltung* zu fördern und deren internationale Vernetzung voranzutreiben. Dabei basiert das Kolleg auf der Erkenntnis, dass die Gestaltung einer menschenwürdigen und nachhaltigen Zukunft es erfordert, die *Grenzen der herkömmlichen Fachdisziplinen zu überschreiten*« (www.uni-siegen.de/fokos/; 12. 8. 2012, meine Hervorhebung). Der Entwicklungsplan sieht den Aufbau ›fünf zentraler Wissensbereiche‹ vor, die, obgleich zu ihnen Grundlagenforschung betrieben werden soll, alle politisch praktische Bezüge haben bzw. reflexiver Natur sind: Wissenschaftsethik und Technikfolgenabschätzung, Zukunftsforschung/Innovationsmanagement, Diversität, zivile Sicherheitsforschung und integriertes Informationsmanagement. Vor Errichtung des Forschungskollegs hatte die Universitätsleitung, unterstützt von Senat und Hochschulrat, die zwölf Departments zu vier Fakultäten fusioniert.

Der wohl radikalste Reformplan in der genannten Richtung wird seit einigen Jahren an der Arizona State University (ASU) umgesetzt. Deren Präsident, Michael Crow, hält es für die größte Herausforderung, »to redefine public higher education through the creation of a prototype solution-focused institution that combines the highest level of academic excellence, maximum societal impact, and inclusiveness to as broad a demographic as possible« (Crow 2008; 2009). Um die Verbindung von ›Exzellenz, Zugänglichkeit und gesellschaftlicher Wirkung‹ zu erreichen, ist die Universität in eine Reihe interdisziplinärer Schulen und Zentren restrukturiert worden. Unter den 16 neuen ›schools‹ sind zum Beispiel die ›School of Human Evolution and Social Change‹, die ›School of Earth and Space Exploration‹ und die ›School



of Materials and a School of Sustainability«. Wie tief greifend die Reform ist, zeigt sich jedoch am besten daran, dass mit der Errichtung der interdisziplinären »schools« und Forschungsprogramme eine Reihe von disziplinären Departments geschlossen wurden: Biologie, Soziologie, Anthropologie und Geologie.

Allen diesen Beispielen für strukturelle Reformen ist gemeinsam, dass die entsprechenden Einrichtungen außerhalb von bzw. neben den disziplinären Fakultäten errichtet werden, dass sie Probleme adressieren, die zumindest in den Augen der Urheber gesellschaftliche Dringlichkeit haben (dazu zählt auch im Fall des Freiburger LAS BAs die aus gesellschaftlicher Perspektive für notwendig erachtete breitere Bildung u. a. in Themenfeldern wie Geo- und Umweltwissenschaften und Governance), und dass es sich um konkrete organisatorische Maßnahmen handelt. Warum sind es – vor allem in Deutschland – so wenige Beispiele? Was steht solchen Reformen im Weg?

Struktureller Konservatismus

Die Bildung von Forschungs- und Lehreinheiten an Universitäten mit dem Ziel, Verbindungen zu deren gesellschaftlicher Umwelt herzustellen bzw. zu intensivieren, erfolgt in den seltensten Fällen aus der Initiative der Disziplinen selbst heraus und ist von ihnen aus den genannten Gründen auch nicht zu erwarten. Sie ist strukturell die Aufgabe der zentralen Leitungen der Universitäten, und es ist deshalb kein Zufall, dass Clark als eine der wichtigsten Bedingungen für die erfolgreiche Realisierung der »unternehmerischen Universität« die »Stärkung des steuernden Kerns« nennt. Genau für diese Bedingung sind mit den diversen Maßnahmen unter dem Regime des New Public Management gute Voraussetzungen geschaffen worden, und die Exzellenzinitiative hat dieses nochmals verstärkt. Die Rektoren bzw. Präsidenten auch der deutschen Universitäten werden inzwischen auf vielfältige Weise motiviert, ihre Universitäten »unternehmerisch« zu führen im Sinne der Orientierung der gesamten Universität auf eine Mission, die nicht auf die Formulierung von »mission statements« durch die jeweilige PR-Abteilung beschränkt bleibt, sondern strukturelle Entsprechung nach innen zur Folge hat. Die Dritte Förderlinie der deutschen Exzellenzinitiative war in gewisser Weise ein Test dafür, inwieweit Universitäten fähig sind,

sich als Organisationen zu definieren und zu verhalten. Zwar ging es dabei nicht um die Organisation von Interdisziplinarität oder die Gründung von »schools« oder Forschungszentren, aber es ging um die Konzipierung von Zukunftsvisionen für die Universität als ganze und damit um den »sense of purpose« und die »organizational saga«, die Clark zufolge Merkmal der Spitzenuniversitäten in den USA sind. Tatsächlich hat es bisher den meisten deutschen Universitäten eben daran gemangelt. »Nur wenige der antragstellenden Universitäten«, zitiert Schreiterer aus dem Kreis der Gutachter, »hätten von ihren Stärken und Schwächen ein klares Bild gehabt und ihre eigene Situation schlüssig auf den Begriff bringen können« (Schreiterer 2010, 87 f.). Die empirische Untersuchung von sechs deutschen Universitäten im Hinblick auf ihre Reaktionsfähigkeit auf Evaluierungsergebnisse hat die strukturellen Ursachen für die konstitutive Schwäche der Hochschulleitungen benannt: »Hierarchische Durchgriffsmöglichkeiten der Organisation Universität auf ihren Kernleistungsprozess Forschung werden weiterhin durch Kollegialitätsnormen, organisationskulturell abgesicherte Rollendefinitionen und spezifische Fachkulturen limitiert. So kann auch auf durch Reformen mit zusätzlichen formalen Entscheidungsrechten ausgestatteten Organisationsebenen wie dem mittleren Management (Dekane) Steuerungsverzicht praktiziert werden, der durch Kollegialitätsnormen und akademische Nichtangriffspakte (Schimank 1995) abgesichert« wird (von Stuckrad/Gläser 2012, S. 17, meine Hervorhebung). Dieser strukturell bedingte Steuerungsverzicht bezieht sich selbstverständlich nicht nur auf die Etablierung interdisziplinärer Einheiten, sondern auf Strukturentscheidungen generell. Aber die interdisziplinären Zentren und Forschungsprogramme an der »Peripherie« sind der besondere Testfall.

Um den Übergang von einer »holding company« zu einer »unternehmerischen« Universität zu bewältigen, stehen die zentralen Universitätsleitungen vor einem sozialen und einem informationellen Problem. Letztlich bleiben sie von der Kooperationsbereitschaft der einzelnen Wissenschaftler abhängig. Clark spricht deshalb von einem »collegial entrepreneurialism«, der nach einer anfänglichen Phase der starken Verwaltungen die Nachhaltigkeit der Reformen gewährleisten muss (Clark 2000). Das informationelle Problem besteht in der Spezialisierung der Fachkulturen und der darauf gründenden Behauptung ihrer Eigenart. Auch dieses Problem erscheint



nicht unüberwindlich und lässt sich zum Beispiel durch die Errichtung von ›reflexiven Instanzen‹ abmildern, deren Aufgabe die systematische Beobachtung der disziplinären Fachkulturen und die Reflexion und Entwicklung spezifischer Politiken innerhalb wie außerhalb der Universität ist. Die von außen an das System ›disziplinär organisierte Universität‹ herangetragenen Erwartungen können die zentralen Universitätsleitungen stärken, insbesondere wenn sie mit Ressourcen sanktioniert werden, wie die Exzellenzinitiative in einigen Fällen gezeigt hat. Die erfolgreiche Errichtung inter- und transdisziplinärer Zentren als Teil einer Peripherie, die ›Innen‹ und ›Außen‹ vermittelt, könnte am Ende für die Universitäten wichtiger sein als der Nachweis disziplinärer Exzellenz.

Literatur

- B. Clark: »Collegial Entrepreneurialism in Proactive Universities: Lessons from Europe«, in: *Change* 32, 1, 2000, S. 10–19
- M. Crow: »Building an Entrepreneurial University«. Ms. 2008
- M. Crow: »The Research University as Comprehensive Knowledge Enterprise: The Reconceptualization of Arizona State University As A Prototype For A New American University«. Ms. 2009
- U. Schreiterer: »Exzellente Zukunft – Beobachtungen zur Dritten Förderlinie«, in: S. Leibfried (Hg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt am Main 2010, S. 85–114
- Th. von Stuckrad, T. J. Gläser: »Es ist höchstens eine Kollegenschelte möglich, aber die bringt nichts.« – Kontingente und strukturelle Handlungsbeschränkungen der intrauniversitären Forschungsgovernance«, in: U. Wilkesmann und C. J. Schmid (Hg.): *Hochschule als Organisation*. Heidelberg/New York 2012, S. 223–244
- P. Weingart, M. Carrier und W. Krohn: *Nachrichten aus der Wissensgesellschaft*. Weilerswist 2007